Wolfgang Imo

Die Grenzen von Konstruktionen: Versuch einer granularen Neubestimmung des Konstruktionsbegriffs der Construction Grammar

Abstract

In der letzten Zeit wurde aus verschiedenen linguistischen Teildisziplinen heraus versucht, die Anwendbarkeit der Construction Grammar in Bereichen wie beispielsweise der Gesprächsforschung zu überprüfen. Für die Gesprächsforschung bzw. Interaktionale Linguistik bietet die Construction Grammar einen viel versprechenden theoretischen Rahmen, da sich viele der Grundannahmen von Construction Grammar und Interaktionaler Linguistik/Gesprächsanalyse decken. Trotz dieser positiven Übereinstimmungen führt das zeichenbasierte Konzept der Konstruktionsgrammatik zu Problemen bei der Analyse gesprochener Sprache. Häufig können bestimmte Phrasen, Satzmuster oder Wörter nicht bestimmten Konstruktionen eindeutig zugeordnet werden, da zu ihrem Verständnis Kontextinformationen nötig sind oder da sie die Merkmale mehrerer Konstruktionen teilen. Anhand dreier problematischer Fälle aus dem gesprochenen Deutsch, bei denen das Konzept, Konstruktionen als Zeichen zu betrachten, zu Problemen führt, werden die Grenzen des konstruktionsgrammatischen Modells aufgezeigt. In einem zweiten Schritt wird als Lösungsvorschlag die Theorie der Granularität nach Bittner/Smith (2001a und b, 2003) vorgestellt, die dazu entwickelt wurde, „to map vague concepts onto crisp portions of reality“ (Bittner/Smith 2011a, S 1). Zuletzt wird eine granulare Re-Analyse der eingangs vorgestellten Problemfälle vorgenommen.

1. Einleitung

In den letzten Jahren ist eine „Familie“ von grammatiktheoretischen Ansätzen, die unter den Begriffen Construction Grammar oder manchmal auch Cognitive Grammar zusammengefasst werden, in den Blick von ForscherInnen unterschiedlicher linguistischer Teildisziplinen geraten, die diese Ansätze auf ihre Anwendbarkeit beispielsweise in der Historiolinguistik, Korpuslinguistik, Gesprächslinguistik oder Computerlinguistik untersuchen (Fischer/Stefanowitsch 2006; Stefanowitsch/Fischer (Hg.) 2008; Fried/Östman 2005). Gerade für die theoriescheue Gesprochene-Sprache-Forschung (vgl. Hennig 2006) scheint sich die Construction Grammar anzubieten, da deren Grundannahmen – Grammatik als symbolisches Inventar, Grammatik als im Gebrauch erworbene und emergente Struktur, holistische Beschreibung von Konstruktionen, die auch prosodische Eigenschaften, Kollokationen oder den Gebrauchskontext umfasst und gebrauchsbasierte Analyse von Sprache – mit den empirisch gewonnenen Ergebnissen

der Gesprochene-Sprache-Forschung auf den ersten Blick kompatibel erscheinen (vgl. Deppermann 2006; Günthner/Imo 2006; Imo 2007a). Die Idee, „dass Konstruktionen als Form-Bedeutungs-Einheiten in der kommunikativen Praxis entstehen“ (Günthner/Imo 2006, S. 8), entspricht dabei der Sichtweise in der Gesprächsforschung, dass Handlungen, Rollen und Sinn generell interaktiv erzeugt werden.

Immer deutlicher wird allerdings, dass die Annahme, bei Konstruktionen handele es sich um feste Form-Bedeutungs-Paare bzw. Form-Funktions-Paare (im Folgenden werde ich den Begriff „Bedeutung“ so verwenden, dass er die „Funktion“ einer Konstruktion mit umfasst), der Realität nicht standhält. So finden sich Ausdrücke, die bei gleicher Form – wobei hier nicht nur die (Morpho-)Syntax, sondern auch Prosodie, äußere Syntax und Kontext zur Form zählen – unterschiedliche Bedeutungen innehaben. Bei anderen Ausdrücken wiederum können mehrere Bedeutungen gleichzeitig aktiviert sein oder es besteht eine Unentscheidbarkeit in Bezug auf die Bedeutung. Letzteres ist beispielsweise der Fall bei so genannten „garden path“-Strukturen (Imo i.Dr.a) oder bei Ausdrücken, die sich in einem Grammatikalisierungs-, Pragmatikalisierungs- oder Lexikalisierungsprozess befinden (vgl. Günthner/Imo 2003). Das folgende Beispiel aus Günthner (2009) soll kurz illustrieren, weshalb eine auf Zeichen basierende Grammatik in Schwierigkeiten kommen kann. Günthner (ebd.) untersucht „Adjektiv + *dass*-Satz-Konstruktionen“ im gesprochenen Deutsch und stellt dabei fest, dass es nicht ein festes Muster gibt, sondern eine Reihe von ähnlichen Strukturen, die sie in folgender Tabelle zusammenfasst:

Vorfeld	Finitum	Mittelfeld	Infinitiver VK	Nachfeld
es	Ist	gUt,	–	dass es so gekOm-men ist,
	Is	ja KLAR?	–	dass der kontakt !NACH!lässt; (.)
	s=	echt SCHAdE,	–	dass das jetzt nicht geKLAPPT hat-
		schön	–	dass die so schön SCHWER is;

Tab. 1: Adjektiv + *dass*-Satz-Konstruktionen (Günthner 2009, S. 172)

Wie man sehen kann, handelt es sich auf der formalen Seite um vier unterschiedliche Realisierungsweisen, die allerdings eng miteinander verbunden sind. Wenn nun auf der Bedeutungs- oder Funktionsebene alle diese Varianten identisch wären oder, umgekehrt, alle eine klar erkennbare eigene Funktion hätten, wäre eine Analyse als Zeichen machbar. Leider ist das nicht der Fall:

Auch funktional scheinen sich die verschiedenen Formen zu unterscheiden: Während die „Adjektiv + *das*-Satz“-Konstruktionen häufig als (resümierende) Kommentare eingesetzt werden, die aktuelle Gesprächsthemen abschließen, ist dies bei Extrapositionen [gemeint sind Muster wie das erste in der Tabelle, Anm. d. Verf.] eher nicht der Fall. (Günthner 2009, S. 172)

Auf beiden Seiten – formal und inhaltlich – liegen Variationen vor, die weder trennscharf genug sind, um für eine Zeichenkonstitution herhalten zu können (die einschränkenden Ausdrücke „häufig“ und „eher nicht“ weisen darauf hin) noch umgekehrt einfach ignoriert werden können.

Hopper (2004) stellt angesichts solcher Befunde – die Gesprochene-Sprache-Forschung kann mit Unmengen weiterer Beispiele aufwarten – die Frage, ob es überhaupt Sinn hat, den zeichenbasierten Konstruktionsbegriff der Construction Grammar zu verwenden, oder ob im Sprachgebrauch nicht immer nur „fragments of constructions“ verwendet werden. Wenn das der Fall ist, was bedeutet das für den Konstruktionsbegriff bzw. für die Kategorienbildung generell? Sind Konstruktionen lediglich ad hoc abstrahierte Muster auf der Basis von ständig divergierenden Verwendungsweisen? Oder existieren sie schon vor der Produktion von Äußerungen als abstrakte Zeichen, an denen sich SprecherInnen orientieren? Im Folgenden werde ich zunächst den Konstruktionsbegriff der Construction Grammar vorstellen, dann auf die Vorteile eingehen, die eine auf dem Zeichenbegriff und nicht einem Regelbegriff aufgebaute Grammatiktheorie bietet und zuletzt die Frage stellen, welche Möglichkeiten bestehen, das Zeichenkonzept auszubauen und so dessen Vorteile beizubehalten. Eine solche Möglichkeit könnte darin bestehen, eine „granulare“ Perspektive (vgl. Bittner/Smith 2001a, b, 2003; Schegloff 2000) in das Zeichenkonzept der Construction Grammar einzuführen.

2. Die Definition von Konstruktionen aus der Sicht der Construction Grammar

Trotz aller inhaltlichen und methodischen Divergenzen zwischen den unterschiedlichen Ansätzen, die zum Bereich der Construction Grammar gerechnet werden können (wie z.B. kognitive Ansätze¹ (Langacker 1987, 1999 oder Taylor 2002), Spracherwerbsansätze (Tomasello 2003, 2006; Wong-Fillmore 1979) oder unterschiedliche gebrauchsbasierte und korpusbasierte Ansätze (Goldberg 1995, 1996, 1998; Fischer/Stefanowitsch 2006; Stefanowitsch/Fischer (Hg.) 2008; Günthner/Imo 2006; Imo 2007a), herrscht im Allge-

¹ Die Nähe vieler Ansätze der Cognitive Grammar und der Construction Grammar führt dazu, dass beide oft zusammen behandelt werden. Goldberg (1998, S. 205) sieht beide Begriffe sogar als austauschbar an: „Within the theory of *Construction Grammar* (also *Cognitive Grammar*) [...]“. Vgl. auch Fischer/Stefanowitsch (2006, S. 5).

meinen der Konsens, dass es sich bei Konstruktionen um „Zeichen“ in einem saussureanischen Sinn handelt. So definiert Fillmore (1988, S. 36) eine grammatische Konstruktion als „any syntactic pattern which is assigned one or more conventional functions in a language“.² Fischer/Stefanowitsch (2006, S. 3) stellen fest, die Konstruktionsgrammatik sei „derzeit (noch) keine einheitliche Theorie, sondern eher eine Familie von Theorien, die durch die Einsicht miteinander verbunden sind, dass die menschliche Sprache auf allen sprachlichen Ebenen aus Zeichen“ bestehe. Dabei ist die „Annahme, dass Grammatik umfassend und ausschließlich als Inventar linguistischer Zeichen verstanden werden kann“ das „konstituierende Element einer Konstruktionsgrammatik und findet sich folglich in allen Versionen“ (ebd.). Auch in der kognitiven Grammatik bildet der Zeichenbegriff den zentralen Ausgangspunkt. Nach Taylor (2002, S. 20) stellt die Konzeption der Grammatik vom Begriff des Zeichens her – Taylor spricht von der „symbolic thesis“ – sogar die Hauptmotivation der Cognitive Grammar dar:

What is special about the Cognitive Grammar approach is that syntax itself is regarded as inherently symbolic, and therefore handled in terms of symbolic relations between phonological and semantic structures.

Die „symbolic thesis“ als Triebkraft für die Construction Grammar und Cognitive Grammar hatte ihren Ursprung in dem von Fillmore/Kay/O'Connor (1988) formulierten Unbehagen an einer nur schwer begründbaren und entsprechend unscharfen Trennung zwischen Lexikon und Syntax. Als Alternative wurde vorgeschlagen, beides als Symbolinventar zu betrachten, so dass ein Kontinuum entsteht, „whose full and proper characterization reduces to assemblies of symbolic structures“ (Langacker 1995, S. 153).³ Dabei unterscheidet sich ein Wort (das als „klassisches“ Zeichen in einem Lexikon einen Eintrag erhält, der Form und Bedeutung spezifiziert) von einer grammatikalischen Struktur (vormals einer syntaktischen Regel) lediglich darin, dass letztere schematisch und abstrakt ist, ersteres dagegen spezifisch: „Grammatical patterns are analyzed as schematic symbolic units, which differ from other symbolic structures not in kind, but only in degree of specificity“ (Langacker 1987, S. 58). Zusammen mit der formalen Ausweitung des Zeichenbegriffs von phonologischen Strukturen über die Wort- oder Phraseologismusebene bis hin zu einer abstrakten Ebene, die auch syntaktische Muster umfasst, fand eine zweite, parallele Ausweitung des Inhaltsbegriffs von Zeichen statt. So enthalten konstruktionale Zeichen nicht

² Vgl. auch Goldberg (1996, S. 68): „A construction is defined to be a pairing of form with meaning/use such that some aspect of the form or some aspect of the meaning/use is not strictly predictable from the component parts or from other constructions already established to exist in the language.“

³ Kritisch äußert sich Jacobs (2008) zu einer Umstellung von *Lexikon* + *Regeln* auf *Konstruktionen*, wobei er aber die Vorteile des Konstruktionsbegriffs als zu groß einstuft, als dass man völlig auf ihn verzichten solle.

nur die Bedeutung im engeren Sinn, sondern auch die Funktion, die prosodische Realisierung (sofern sie für die Konstruktion relevant ist), Informationen über den Kontext, in dem eine Konstruktion auftritt, Kollokationen, und vieles mehr – kurz: „facts about the use of entire constructions, including facts about registers, restricted dialect variation, etc. are stated as part of the construction“ (Goldberg 1996, S. 69). Der Grund, weshalb sich die Construction Grammar als attraktive Theorie gerade für empirisch arbeitende Forschungsfelder der Linguistik anbietet (z.B. quantitative und qualitative Korpuslinguistik oder Spracherwerbsforschung), liegt nicht zuletzt in dieser Ausweitung des Zeichenkonzepts.

3. Die Vorteile, Konstruktionen als Zeichen zu konzipieren

Der Zeichenbegriff der Construction Grammar stellt für die Gesprächsforschung einen attraktiven Anknüpfungspunkt zur Verfügung, da durch ihn sowohl eine umfassende Beschreibung auf allen relevanten linguistischen Ebenen zugleich ermöglicht wird als auch der Tatsache Rechnung getragen werden kann, dass (wie empirische Untersuchungen gesprochener Sprache gezeigt haben) sprachliche Einheiten „rich in information“ (vgl. Norén/Linell 2007, S. 413) sind, dass also z.B. auch kontextuelle und sequenzielle Informationen elementare Bestandteile von grammatischen Strukturen sind:

Gesprächsanalyse und *Construction Grammar* lehnen es beide ab, Syntax als autonom organisiertes Modul zu betrachten und entsprechend zu analysieren. Es ist gerade ein Leitsatz der Interaktionalen Linguistik, den holistischen Zusammenhang von Syntax, Semantik, Prosodie, Pragmatik, Multimodalität und sequenziellkontextuellen Aspekten grammatischer Strukturen im Gespräch zu rekonstruieren und dabei den Kontingenzen des empirischen Datums in all seiner Reichhaltigkeit Rechnung zu tragen. (Deppermann 2006, S. 59)

Der holistische Ansatz der Gesprächsanalyse führte dazu, dass zahlreiche Phänomene beschrieben wurden, für die in klassischen Grammatiktheorien „kein Platz“ war (vgl. Fillmore/Kay/O'Connors (1988, S. 504) Begriff des „appendix to the grammar“) und die mit Hilfe der Construction Grammar ihren Platz in einer Grammatiktheorie finden konnten. Im Folgenden soll nun die Attraktivität der Construction Grammar anhand einiger Beispielanalysen aus der gesprochenen Sprache gezeigt werden.

3.1 Einheiten, die „zwischen“ traditionellen linguistischen Beschreibungsebenen verortet sind

Typisch für die gesprochene Sprache sind Einheiten, die „dazwischen“ stehen – entweder zwischen *Lexik* und *Syntax* oder zwischen *Syntax* und *Gesprächsstruktur/Textstruktur*. Ein gutes Beispiel hierfür sind die so genannten

Diskursmarker (manchmal auch pragmatic markers, Operatoren oder Diskurspartikeln genannt).⁴ Ein solcher Diskursmarker im Deutschen ist *ich mein(e)*, der von Günthner/Imo (2003) und Imo (2007a) analysiert wurde. Das folgende Beispiel aus einer Radio-Beratungssendung zeigt eine typische Verwendungsweise von *ich mein(e)*:⁵

Beispiel 1: Von Mensch zu Mensch *Einsamkeit*

- 155 B können sie (.) das diesen LEERlauf auch (.)
unter umständen eine bestimmte form der
EINsamkeit nennen-
- ((...))
- 164 A ja.
165 das würd ich SAgen;
166 dass ich hab ich das gefühl ich TU was,
167 ich muss LAufen,
168 ich (.) i- irgendeiner WÄSCHT für mich,
169 oder ich bin nich alleIne,
170 oder ich bin TÄtig-(.)
171 → **ich mein** ich kann eh SCHLECHT eh sitzen und GAR
nichts tun.
- 172 B ja.
173 A entweder LEsen oder SPRINGen oder Arbeiten oder
telephonIERen oder (.) SAÜbermachen-
174 also ich hab kann SCHLECHT sitzen und wirklich
AUSgeglichen sein-

Es fällt sofort auf, dass *ich mein* (Z. 171) hier nicht als traditioneller Matrixsatz verwendet wird. Vielmehr wird durch den zur Formel verkürzten Ausdruck eine Aktivität (die Aufzählung, die die Anruferin in Z. 166 startet) unterbrochen und eine neue Aktivität (eine Zusammenfassung bzw. ein Fazit in Z. 171) eingeleitet. Wenn man sich nun die Frage stellt, wie *ich mein(e)* grammatikalisch zu beschreiben ist, so sind drei Ebenen festzustellen: (1) Man könnte *ich mein(e)* ausschließlich als Vertreter der Wortart „Diskursmarker“ beschreiben, ähnlich wie *ja* auch *als dass* als komplexe Konjunktion gewertet werden kann. Insofern bliebe man hier auf der Ebene des Lexikons. (2) Gleichzeitig handelt es sich bei einem Diskursmarker aber nicht um eine bloße Wortart, sondern um einen Teil einer komplexen syntaktischen Konstruktion. Insofern ist der Begriff der Operator-Skopus-Strukturen, den Barden/Elstermann/Fiehler (2001) vorschlagen, aussage-

⁴ Vgl. u.a. Brinton (1996), Fraser (1990), Schiffrin (1987), Barden/Elstermann/Fiehler (2001), Gohl/Günthner (1999), Günthner/Imo (2003), Auer/Günthner (2005).

⁵ Eine ausführliche Analyse des Beispiels findet sich in Imo (2007a, S. 190 f.).

kräftiger: Diskursmarker befinden sich vor einer Äußerung – typischerweise im Vor-Vorfeld eines Satzes – und projizieren eben diesen nachfolgenden Satz. Ähnlich wie bei der Kategorie „Matrixsatz“ handelt es sich also bei Diskursmarkern nicht (nur) um eine Wortart, sondern vor allem um ein syntaktisches Muster. (3) Auf einer dritten Ebene muss nicht nur das Folgesyntagma mit in die Analyse einbezogen werden, sondern auch die gesamte Gesprächsstruktur. Wie Günthner/Imo (2003) herausstellen, besteht die Funktion von Diskursmarkern darin, einen „Aktivitätswechsel“ zu markieren. In die Beschreibung der Diskursmarker-Konstruktion gehört also auch der Kontext, d.h. das sequenzielle Umfeld. Hier wird der Bereich der Syntax verlassen und die Ebene der Gesprächsstruktur erreicht.

Das Dilemma der Gesprächsanalyse war bislang, dass eine Anbindung der Forschungsergebnisse an Syntaxtheorien an deren Beschränkung auf die hier unter Punkt (2) dargestellte mittlere Ebene scheiterte. Wird das Konzept „Diskursmarker“ im Rahmen der Construction Grammar – und somit als komplexes Zeichen – beschrieben, lösen sich diese Probleme: Die Beschreibung der Funktion, der sequenziellen Platzierung und der projektiven Kraft gehört mit in die Konstruktion „Diskursmarker“.⁶

3.2 Einheiten, bei denen die sequenziellen und prosodischen Realisierungsweisen einen wichtigen Informationsanteil stellen

Eine den Diskursmarkern verwandte Konstruktion, die allerdings nicht äußerungsinitial, sondern prototypisch äußerungsfinal positioniert wird, ist die des *Vergewisserungssignals* (bzw. der *tag question*). Obwohl es zahlreiche Vergewisserungssignale im Deutschen gibt (*gell?*, *nicht wahr?*, *ne?*, *verstehste?*, *weißt du?* etc.), werden sie in Grammatiken nur sehr stiefmütterlich, meist unter dem Abschnitt „Interjektionen“ (Zifonun et al. 1997) oder (Gesprächs)partikeln (Duden 2005; Weinrich 2005) behandelt. Während bei Diskursmarkern die prosodische Realisierung relativ variabel ist, wird bei Vergewisserungssignalen über die Prosodie zwischen einem Vergewisserungssignal im engen Sinne und einem lediglich aufmerksamkeitsheischenden und gesprächsstrukturierenden Signal unterschieden:

Eine steigende Intonationskontur und eine abgesetzte Realisierung aktivieren dabei die Gestalt eines Vergewisserungssignals, eine fallende oder gleich bleibende Tonhöhe in Bezug auf die Umgebungsausprägungen und die prosodische Anbindung an diese Äußerungen sind dagegen mit der eines aufmerksamkeitsheischenden Signals verbunden. (Imo 2007a, S. 335)

⁶ Ein weiteres, ganz ähnlich gelagertes Phänomen sind die von Günthner (2006) beschriebenen „dichten Konstruktionen“, wie z.B. „ICH – NIX wie WEG“. Als dichte Konstruktionen gelten „fragmentarische Formen – wie ‚uneigentliche Verbspitzenstellungen im narrativen Präsens‘, ‚Infinitkonstruktionen‘, ‚Subjektlose Infinitkonstruktionen‘ sowie ‚Minimale Setzungen‘“ (ebd., S. 95), die im Rahmen von Alltagserzählungen auftreten.

Die argumentative, d.h. gesprächsstrukturierende Funktion ist sehr gut in Beispiel 2 zu sehen, während Beispiel 3 „weißst du“ als Vergewisserungssignal im engeren Sinne zeigt. Beide Ausschnitte stammen aus schwäbischen Familiengesprächen (S1 und S2 sind die beiden Söhne, T die Tochter):

Beispiel 2: Schwaben *Gott*

988 S1 ich verSTAND-
 989 sage mer SO: irgendwo d leut nit wo also pArtout
 SA:get;
 990 was WILLSCH denn mit dem drEck,
 991 kommtsch scho-
 992 kommsch scho WIEder mit deem lIEbe gott;
 993 den GIBT'S nit; .hh
 994 wo des RIChtig Ablehnet,
 995 → woisch.
 996 des verSTAND i net;

Beispiel 3: Schwaben *SS*

639 S2 i kann mir halt vorst- dass zum beispiel au die
 sS mit dene meTHode gschafft hat,
 640 → woisch?
 641 T ha SICHer.

Beide Verwendungsweisen unterscheiden sich darin, dass einmal *woisch.* (Z. 995) als eine Art Interpunktion funktioniert, also als Marker, der die *Darstellung* der Leute, die nicht an Gott glauben (Z. 989 bis 994) von der *Bewertung* des *verSTAND i net* (Z. 996) trennt. Dagegen dient das *woisch?* in Z. 640 klar der Einforderung einer Rückmeldung (präferiert einer bestätigenden Rückmeldung).

Auch hier ist die holistische Beschreibung für die Konstruktionsbeschreibung unerlässlich: Sowohl die sequenzielle Platzierung (d.h. ob auf die sprachliche Einheit eine Reaktion eines Gesprächsteilnehmers folgt oder ob der momentane Sprecher fortfährt) als auch die Prosodie liefern notwendige Informationen zum Verständnis des Gebrauchs von Vergewisserungssignalen.⁷

3.3 Lexikon – Syntax – Gesprächsstruktur – Gattung

Die fließende Skala von Konstruktionen macht nicht an der Grenze der Syntax oder spätestens der Sequenz halt, auch kommunikative Gattungen oder Textsorten können als Konstruktionen beschrieben werden, wie Öst-

⁷ Zu einer kritischen Einschätzung der Rolle der Prosodie im Rahmen der Construction Grammar siehe allerdings Imo (i.Dr.b.).

man (2005) mit seinem Begriff des „Construction Discourse“ betont. Die Möglichkeit, auch solche großen Einheiten als Zeichen zu konzipieren, erweist sich insofern als Vorteil, als ein Sprung der Beschreibungsebenen vermieden werden kann und somit eine einheitliche und konsistente Beschreibung möglich wird. Ein Beispiel für eine solche Interaktion von Gattung und syntaktisch-gesprächsstrukturierendem Muster wurde bereits oben mit Günthners (2006) dichten Konstruktionen erwähnt: Die kommunikative Gattung „Alltagserzählung“ enthält – wenn man sie als Zeichen konzeptualisiert – als einen möglichen Eintrag, dass zu ihrer Herstellung „dichte Konstruktionen“ eingesetzt werden können. Umgekehrt enthalten die „dichten Konstruktionen“ den Eintrag, dass sie in der Gattung „Alltagserzählung“ verwendet werden.

Die Faktoren der Gebrauchsbasiertheit und der Sedimentierung – d.h. die Entstehung von mehr oder weniger festen Mustern als Resultat eines langsamen Einschleifens durch den Gebrauch bewährter Lexik, Syntax, Prosodie, Sequenzstruktur etc. – spielten in der Gattungsanalyse von Anfang an eine große Rolle. Tomasello stellt für den Erstspracherwerb fest, dass diese Prozesse für das Erlernen von im engeren Sinne syntaktischen und lexikalischen Konstruktionen genau denselben Stellenwert haben:

Wenn Menschen wiederholt ‚ähnliche‘ Dinge in ‚ähnlichen‘ Situationen sagen, entwickelt sich daraus mit der Zeit ein sprachliches Verwendungsmuster, das in den Köpfen der Benutzer als neue Kategorie oder Konstruktion schematisiert wird – mit unterschiedlichen Abstraktionsgraden. (Tomasello 2006, S. 21)

Die Verknüpfung von Sedimentierung und der Entstehung von Zeichen – denn nichts anderes bedeutet es, wenn „ähnliche Dinge“ (Form) in „ähnlichen Situationen“ (Bedeutung/Funktion) gesagt werden – scheint sich tatsächlich als kognitive Strategie von SprachnutzerInnen zu bestätigen. Eine Grammatiktheorie, die auf diesem Prinzip aufbaut, hat also klare empirische Vorteile, wenn es um die Beschreibung gesprochener Sprache geht.

Doch trotz aller hier skizzierten Vorteile, die das Zeichenkonzept der Construction Grammar mit in die „Ehe“ mit der Gesprochene-Sprache-Forschung gebracht hat, handelt man sich auch einige Nachteile ein, wie im folgenden Abschnitt erläutert wird.

4. Probleme und Grenzen des Zeichenbegriffs

Die semiotisch orientierte Forschung zur Konstitution und Verwendung von Zeichen hat mit vielen Problemen zu kämpfen. So stellt Eco (1977, S. 189) fest, dass auf Grund der Tatsache, dass „das semantische System sich verändert“ und es „nur teilweise und in Reaktion auf konkrete Kommunikationsereignisse“ beschrieben werden kann, mit Hilfe von Zeichen bestenfalls Möglichkeiten formuliert, nicht aber Ergebnisse postuliert wer-

den können. Das bedeutet, dass die Reichweite einer Interpretation von Zeichen sehr begrenzt ist und entweder am konkreten Kontext orientiert sein muss oder zu einer Auflistung von Interpretationspotenzialen führt. In einem abrupten Sprung über Jahrzehnte der Forschung zu Zeichen sei kurz auf ein aktuelles Modell – die integrative Zeichenkonzeption von Harris (2008) – hingewiesen, das versucht, trotz der von Eco konstatierten Probleme einen gangbaren Weg der Kombination von Zeichen und Kontext/Situation zu formulieren: „Für Integrationisten ist ein Zeichen erst dann ein Zeichen, wenn es kontextualisiert ist: Der Akt der Kontextualisierung und der Erschaffung eines Zeichens sind ein und dasselbe.“ (ebd., S. 20). Statt der Akzeptanz der Vagheit von Zeichen soll so durch die Einbindung des Kontextes der Knoten gelöst werden. Dabei müssen vier integrative Aspekte nach Harris (ebd., S. 20) beachtet werden: Die „interpersonale Integration“, die „Umweltintegration“, die „transmodale Integration“ und die „temporale Integration“.⁸ Doch trotz dieser so geordnet und strukturiert klingenden Ausweitung des Zeichenbegriffs bleibt das Grundproblem der Vagheit von Zeichen ungelöst:

Die Vorstellung, dass alle Zeichen radikal unbestimmt sind, besagt, dass die Vorstellung semiologischer Bestimmtheit selbst illusorisch ist. Das liegt daran, dass alternative Kontextualisierungen immer möglich sind. Sogar wenn eine Interpretation eines Zeichens als sehr wahrscheinlich empfunden wird, gibt es keinen Weg, alle anderen Kandidaten auszuschließen. (Harris 2008, S. 27)

Trotz aller Bemühungen, das Zeichenkonzept anwendbar und gangbar zu machen, bleibt das zentrale Problem der nicht-Eindeutigkeit von Zeichen bestehen – ein Problem, mit dem die Construction Grammar in der einen oder anderen Weise umgehen muss.

Im Folgenden möchte ich nun zunächst an einigen konkreten Fällen exemplarisch zeigen, inwiefern die semiologische Unbestimmtheit von Zeichen bei der Beschreibung von Konstruktionen eine Rolle spielt.

4.1 Eine Form – unterschiedliche oder parallele Bedeutungen

Das Problem bei dieser Kombination – dass eine phonologische Form mehrere Funktionen oder Bedeutungen tragen kann – besteht darin, dass man nicht immer dafür argumentieren kann, dass es sich dabei um verschiedene Konstruktionen (also Zeichen) handelt, sondern dass diese Bedeutungen

⁸ „Die Integration eigener Aktivitäten mit denen eines anderen Individuums oder anderer Individuen. Das ist interpersonale Integration. [...] Die Integration der Aktivitäten eines Individuums mit Objekten und Ereignissen in der physischen Welt. Das ist Umweltintegration [...]. Die Integration verbaler mit nichtverbaler Kommunikation, visueller mit oraler Kommunikation. Das ist transmodale Integration. [...] Die Integration der Gegenwart mit der Vergangenheit und der Zukunft. Das ist temporale Integration.“ (Harris 2008, S. 20).

„irgendwie“ alle Bestandteil der „Konstruktion“ sein können und je nach Kontext aktiviert oder deaktiviert sind. Es handelt sich dabei um solche Formen, die viele differenzierte Bedeutungsvarianten aufweisen, die aber selten oder nie in einer reinen, prototypischen Form vorkommen, sondern immer in unterschiedlichen Anteilen gemischt sind, also in der aktuellen Verwendung selbst Polysemie aufweisen. Dieses Problem lässt sich nicht dadurch lösen, dass man der Konstruktionsbeschreibung mehr Einträge zu weiteren Informationstypen zugesteht: Auch durch zusätzliche Informationen über Kontext, Prosodie o.Ä. lassen sich keine systematisch strukturierten Konstruktionen erstellen – bestenfalls würde eine höchst detaillierte Ausweitung dazu führen, dass Konstruktionen zu Konstrukten („constructs“) werden, d.h. also dass nur noch die „Tokens“ gezählt aber keine „Types“ mehr erstellt werden können. Eine Grammatik, die nur noch aus „Tokens“ besteht, ist aber keine mehr. An zwei Beispielen möchte ich diese Problematik erläutern:

4.1.1 Die Facetten von *jetzt*

Wenn man sich Verwendungsweisen des Wortes *jetzt* betrachtet, so wird deutlich, dass es in einer Reihe höchst unterschiedlicher Funktionen gebraucht wird. Eine detaillierte Untersuchung von *jetzt* in gesprochener Sprache (Imo 2010) zeigt, dass *jetzt* vorkommt (1) als Element, das Handlungs- oder Geschehenszeit und Sprechzeit direkt engführt, d.h. mit der Äußerung von *jetzt* geschieht gleichzeitig etwas, (2) als ein Element, das auf eine in Kürze stattfindende Handlung oder ein Ereignis hinweist, also temporal projizierend wirkt, (3) als ein Element, das auf eine vor kurzem stattgefundene Handlung oder ein Ereignis verweist, also temporal rückblickend ist, (4) als ein Element, das – im Sinne einer „Deixis am Phantasma“ (Bühler 1982 [1934], S. 123) – dazu dient, Erzählungen zu strukturieren und (5) als ein Element, das als Gesprächspartikel z.B. dazu verwendet wird, eine Liste zu strukturieren. Diese Bedeutungsnuancen sind so stark von konkreten Konstellationen aus Kotext und Kontext abhängig, dass es nicht möglich ist, jeweils eigene Konstruktionen zu erstellen. Dazu kommt noch, dass beispielsweise der Unterschied zwischen einer direkten Engführung von Äußerung und Handlung/Ereignis sowie einem projizierenden oder rückblickenden Gebrauch graduell ist, so dass eine Grenzziehung nicht funktionieren kann, wie folgendes Beispiel zeigt:⁹

⁹ Weshalb beispielsweise bei Zifonun et al. (1997, S. 340) der Begriff „Nahzeitraum“ als Bedeutung von *jetzt* verwendet wird, der es ermöglicht, diese feinen Unterschiede ignorieren zu können.

Beispiel 4: Big Brother *back to basic*

531 Ver ja dann wollt ich euch noch so n TIPP geben
 falls ihr mal ähm;
 532 so n bisschen bAck to bASic machen wollt,
 533 äh:; .hh (.)
 534 nimmt einfach n LAPpen,
 535 tut da FILterkaffee,
 536 also KAFfee rein,
 537 macht den aber Abends,
 538 WOHL gesagt?
 539 → äh::m (.) wenn man **jetzt** zu fünf MANN is,
 540 dann macht ihr den Abends,
 541 und am nächsten MORgen .hhh ähm (.) nimmt ihr
 dann das halt was Übrig bleibt,
 542 wärmt des AUF,
 543 und dann habt ihr leckeren KAFfee.

Exemplarisch kann das unklare Bedeutungs- und Funktionsgemenge von *jetzt* an Beispiel 4 aus einer Folge von „Big Brother“ erläutert werden. Verena macht einen Vorschlag, wie das Konzept *bAck to bASic* (Z. 532), also ein spartanisches Leben im Big Brother-Container, umgesetzt werden könnte. Zunächst schildert sie allgemein das Vorgehen, den Kaffee zu kochen und springt dann auf die konkrete Situation der *fünf MANN* (Z. 539) im Container. Um was für eine Konstruktion handelt es sich bei *jetzt*? Zeitdeixis ist durchaus vorhanden, man könnte sogar für zwei zeitdeiktische Aspekte plädieren: Einerseits verweist *jetzt* auf die aktuelle Situation, in der Verena sich befindet, nämlich eine Situation im Big Brother-Haus mit fünf Personen. Andererseits verweist *jetzt* auf eine temporal nächste Stufe ihres Erzählvorgangs: Zunächst wird das Kaffeekochen geschildert, dann die Kaffeekonsumenten in die von Verena entworfene Situation eingeführt und zuletzt die Handlungsanweisung für diese Konsumenten geliefert. Eine dritte Bedeutung/Funktion hängt mit dieser zweiten zusammen: Neben einer temporalen Strukturierung der Szenerie, die Verena entwirft, hat *jetzt* auch gesprächsorganisierende Wirkung; es dient als eine Art Hinweissignal, dass ein weiterer Gesprächsschritt folgt.

4.1.2 Matrixsatz, Diskursmarker oder beides – *ich mein(e)*

Während bei *jetzt* kaum eine begründbare Trennlinie gezogen werden kann, die unterschiedliche *jetzt*-Konstruktionen voneinander abgrenzen kann, ist es für *ich mein(e)* (Günthner/Imo 2003; Imo 2007a) so, dass tatsächlich zwei Konstruktionen als Prototypen angegeben werden können, die auch entsprechend häufig eindeutig vorkommen und daher stark salient sind. Es

handelt sich auf der einen Seite um *ich mein(e)* als Matrixsatz, dem ein eingeleiteter Nebensatz, uneingeleiteter Nebensatz oder abhängiger Hauptsatz folgt und auf der anderen Seite um *ich mein(e)* als Diskursmarker, dem eine unabhängige Äußerung folgt. Doch auch hier tauchen Probleme auf: In manchen Fällen, bei denen nach *ich mein(e)* ein abhängiger Hauptsatz realisiert wird, ist es nicht zu entscheiden, ob die Konstruktion „Matrixsatz + abhängiger Hauptsatz“ als zugrundeliegendes Zeichen aktiviert ist oder eher „Diskursmarker + Äußerung“. Beispiel 5 stammt aus einer Radio-Beratungssendung („Von Mensch zu Mensch“); die Anruferin A leidet unter einem Waschzwang, der sich darin äußert, dass sie täglich die Waschmaschine anstellt. Der Berater (B) fragt sie, ob sich der Waschzwang auch auf „traditionelle“ Weise (Händewaschen, Duschen) zeigt:

Beispiel 5: Von Mensch zu Mensch *duschen*

- 46 A ich dÜsch am tach EINmal wenn es sein muss oder-
(.) .hh
47 im sommer vielleicht ZWEImal;
48 aber sons so ne- manchmal ZWEImal in der woche;
49 also ich komm d- immer-
50 → also **ich mein** ich bin en SAUberer mensch;
51 [aber] ich HAB kein(ne);
52 [ja.]
53 B also s is NICH so dass sie sich [eh]
54 A [ne:] ne:

Die Frage des Psychologen (B), ob sich der Waschzwang auch in übertriebener körperlicher Reinlichkeit äußert, wird von der Anruferin vehement zurückgewiesen. Ab Z. 46 schildert sie, wie oft sie sich duscht, und in Z. 50 (bzw. mit dem Abbruch in Z. 49) leitet sie durch *also* eine Zusammenfassung ein. Dabei kann *ich mein* entweder als Matrixsatz gewertet werden (im Sinne von „meiner Meinung nach bin ich ein sauberer Mensch, habe aber keinen Waschzwang“) oder als Diskursmarker, der zusammen mit dem „*also*“ den Aktivitätsbruch von der Schilderung des Duschverhaltens zum Fazit durchführt – nämlich der Antwort auf die Frage des Beraters, ob sie auch unter einem „traditionellen“ Waschzwang leidet. Wie geht man mit diesen Fällen um? Handelt es sich um zwei Zeichen, die gleichzeitig und sich überlagernd aktiviert sind? Handelt es sich um ein drittes Zeichen, das eine Mischung aus „Matrixsatz“ und „Diskursmarker“ ist? Oder handelt es sich mal um einen Matrixsatz, mal um einen Diskursmarker, wie in einem Vexierbild? Die Ambiguität von *ich mein(e)* wird jedenfalls nicht aufgelöst, eine Festlegung auf eine Bedeutung ist nicht möglich, es gibt keine Anhaltspunkte, welche Interpretation „korrekt“ ist bzw. ob überhaupt eine Festlegung nötig ist.

4.2 Eine Form? – Eine Bedeutung?

Ein zweites großes Problem, mit dem man zu kämpfen hat, wenn man Alltagsinteraktion untersucht, besteht darin, dass jeweils zu entscheiden ist, wann etwas als eigene Konstruktion gewertet werden soll, d.h. wann man von einer Form-Funktions-Verbindung ausgehen kann. Da in den meisten Grammatiken viele Phänomene überhaupt nicht erwähnt sind, die in der gesprochenen Sprache vorkommen, steht man hier oft vor der Aufgabe, neue Kategorien zu bilden (wie zum Beispiel die Kategorie „Diskursmarker“).

Ein gutes Beispiel für ein Muster, bei dem nicht klar ist, ob es als Konstruktion in den Bestand der Grammatik aufgenommen werden kann, sind Sätze, bei denen ein Element nachgeliefert wird, d.h. beispielsweise nach der rechten Satzklammer produziert wird, obwohl es „eigentlich“ im Mittelfeld hätte stehen müssen. Diese Strukturen haben eine gewisse Ähnlichkeit mit Rechtsversetzungen (Altmann 1981), es liegt aber kein Korrelat vor, das den Platzhalter für die nachgelieferte Konstituente bildet. Solche Muster werden in letzter Zeit verstärkt unter dem Blickwinkel der „Inkremente“ und „Expansionen“ diskutiert (vgl. Couper-Kuhlen/Ono 2007 und Auer 1996, 2007). Auer (2007, S. 653) führt als Beispiel den Satz „hier wird ORDentlich gegessen heute“ an und stellt die Frage, ob es sich dabei wirklich um ein rein prozessuales Phänomen handelt – nämlich einen Inkrementierungsprozess, bei dem, bedingt durch den „on line“-Charakter gesprochensprachlicher Syntax (vgl. Auer 2000, 2008), eine Konstituente nicht nachträglich und rückwirkend an ihrem typischen Ort eingefügt werden kann – oder ob dieser Inkrement- bzw. Expansionscharakter nur durch einen durch traditionelle normative Grammatik verstellten Blick zu Stande kommt: „It could be argued that they are constructions specific to German, i.e. that the ‚expansion‘ looks like an expansion from the normative point of view of written language only.“ (Auer 2007, S. 653). Der Autor lässt offen, ob er einer solchen Reanalyse tatsächlich zustimmen würde. Ein ähnlich gelagertes Beispiel findet sich bei Intensifikatoren, die im gesprochenen Deutsch – vor allem in emphatischen Situationen – oft nachgestellt werden.

Beispiel 6: Big Brother *Brötchen*

154 Adr und du hast heut morgen schon schön geFRÜHstückt?
 155 Vero hähä (.),
 156 ach ja n BRÖT-
 157 das war LECKer;
 158 → VOLL.
 159 Sbr so [WARM ne?]
 160 Vero [Echt ganz] WARM;

Andrea fragt Verona, die am Abend zuvor erst als Gast in den Big Brother-Container eingezogen ist, ob sie schon schön geFRÜHstückt (Z. 154) hat. Verona bejaht dies, benennt, was sie gefrühstückt hat (n BRÖT-; Z. 156) und fügt dann eine Evaluation (das war LECKER;) nach. Diese Evaluation wird in einer abgeschlossenen Intonationskontur produziert: Der Akzent liegt auf LECKER und die Tonhöhe fällt zum Ende hin ab. In Z. 158 wird dann aber – ebenfalls betont und mit fallender Intonation – die Gradpartikel VOLL. nachgeliefert, die nach Helbig (1999, S. 99) eigentlich in keiner anderen Position stehen dürfte als vor dem Adjektiv, auf das sie sich bezieht. Nach Couper-Kuhlen/Ono (2007, S. 515) könnte man dieses VOLL. als ein „insertable“ bezeichnen: „Insertables“ sind Inkremente, die ihre kanonische Position innerhalb einer Äußerung haben und – bedingt durch den prozessualen Charakter gesprochener Sprache – nachgeliefert werden. Eine alternative Erklärung wäre, dass die Struktur, Intensifikatoren nachzuliefern, als feste Konstruktion in der Sprache vorliegt: Es macht nämlich einen Unterschied, ob Verona sagt „das war VOLL LECKER“ oder „das war LECKER ... VOLL“. Im zweiten Fall rückt „VOLL“ als eigenständiges Element stärker in das Zentrum der Aufmerksamkeit, ist also salienter und der emphatische Charakter wird verstärkt. Aus dem Blickwinkel der Construction Grammar könnte man also durchaus auch ein Zeichen postulieren, das auf der formalen Seite den Eintrag „AdjP + Intensifikator“ und auf der inhaltlichen Seite „starke Emphase“ hat (Imo i.Dr.c). Ob es sinnvoll ist, eine solche Struktur anzunehmen, sei dahingestellt – in jedem Fall muss aber entschieden werden, inwieweit man Muster der Inkrementierung lediglich als Prozesse fasst (die Frage ist dann, welchen Status ein solcher Prozess im Vergleich zu einer Konstruktion hat und ob/wie solche Prozesse in die Construction Grammar integriert werden sollen), oder inwieweit man das Zeichenpostulat ernst nimmt und auf alle Bereiche der Sprachverwendung ausdehnt.

5. Mögliche Antworten auf die Probleme

Eine erste mögliche Reaktion auf die Probleme, die sich durch die Anwendung des Zeichenbegriffs für die Grammatiktheorie und die Erforschung der Strukturen gesprochener Sprache ergeben, besteht darin, dem Zeichenkonzept eine Absage zu erteilen und generell auch gegen eine einheitliche Theorie zu plädieren. Einen solchen Weg schlägt Hopper (1992, 2001, 2004) ein, der auf der einen Seite den Zeichenbegriff ablehnt, wenn er konstatiert, dass in der Sprachverwendung bestenfalls „fragments of constructions“ zur Anwendung kommen, die mehr oder weniger lose aneinandergereiht werden (Hopper 2001), und auf der anderen Seite auch gegen eine einheitliche Theorie zu Gunsten eines „Anarcho-Syndikalismus“ (Hopper 1992, S. 236) von Forschungspraktiken argumentiert, die jeweils nur mit begrenztem Umfang kleine Probleme angehen. Der Konstruktionsbegriff

wäre dann nur noch ein Begriff unter vielen, dem aber keine besondere Stellung im Pool der Konzepte, Methoden und Theorien gegeben würde. Ein anderer Vorschlag stammt von Linell (2006). Linell stellt sich die Frage, ob und wie „interactional language“ formalisiert werden kann und kommt nach zahlreichen Einschränkungen zu dem Ergebnis, dass man den Blick auf formalisierbare Operationen richten müsse, nicht auf Zeichen:

This leads to a conception of formalization as pertaining to operations rather than constituent structure. Operations are actions or methods by which the language user does something: x is made into y [...] in a given contextual matrix. (Linell 2006, S. 60)

Trotz einiger Vorschläge, wie eine solche Formalisierung von Operationen aussehen könnte, bleibt es unklar, wie man dabei konkret vorgehen könnte. Ein dritter Ansatz zielt auf die prinzipielle Beibehaltung der Konzepte der Construction Grammar, wobei allerdings ein anderer, offenerer Konstruktionsbegriff gefordert wird. Im Bereich der Gesprochene-Sprache-Forschung greifen Linell (1998) und Norén/Linell (2007) die Idee der Bedeutungspotenziale („meaning potentials“) auf, die an die Stelle der exakt angebbaren Bedeutungen treten. Deppermann/Elstermann (2008, S. 128–129) stellen fest, dass für die Beschreibung von Konstruktionen mit dem Verb „verstehen“ eine „lexikalische Basisbedeutung“, eine „grammatische Konstruktionsbedeutung“, eine „sequenzielle Bedeutungskonstitution“ und letztendlich ein allgemeines „Hintergrundwissen“ notwendig sind. Dies entspricht einer deutlichen Absage an die Relevanz des Zeichenkonzepts der Construction Grammar:

In Bezug auf den ‚Konstruktions‘-Begriff spricht diese Untersuchung also dafür, dass eine Eins-zu-eins-Zuordnung von Form und Funktion empirisch unhaltbar ist. Das gilt bei den untersuchten Konstruktionen selbst für die Fälle, in denen tatsächlich eine konstruktionsspezifische Interpretation ausgemacht werden kann, die aber eben auch nur unter bestimmten, nicht in der Konstruktion selbst liegenden Kontextbedingungen zweifelsfrei aktualisiert wird. Ein weiteres Mal zeigt die korpusbasierte Untersuchung, dass die Hypostasierung von klar abgrenzbaren Konstruktionen empirisch oft nicht sachhaltig ist. (Deppermann/Elstermann 2008, S. 130)¹⁰

Eine vierte Möglichkeit, eine Proliferation an Konstruktionen zu vermeiden, könnte das Arbeiten mit variabler „Korngröße“ bzw. „Granularität“ sein. Schegloff (2000) beschreibt in einem Aufsatz mit dem Titel „On Granularity“ programmatisch und im Sinne eines Forschungsdesiderats einige Aspekte des Operierens von Granularität sowohl im Alltag als auch

¹⁰ Zum gleichen Schluss kommt auch Günthner (2009, S. 180): „Statt also von starren, fixierten Form-Funktionspaaren als mentalen Konzeptualisierungen, die dann im konkreten Diskurs aktualisiert werden, auszugehen, scheinen Konstruktionen bzw. Fragmente von Konstruktionen eher als Orientierungsmuster zu fungieren, deren Instantiierung eine gewisse Flexibilität und Dynamik aufweist.“ Vgl. auch Imo (2007a, b).

in der Forschung und sieht Granularität als eine Methode, wie Menschen mit Erfahrungen und Wahrnehmungen umgehen.¹¹ Granularität liefert einen kognitiv realistischen Zugang „to the terms in which the world is observed, noticed, and experienced by members of a society in the range of settings in which they live their lives“ (Schegloff 2000, S. 718). So betrachtet, kommt dem Konzept der Granularität kognitiv ein ähnlich hoher Stellenwert zu wie dem der holistischen Wahrnehmung, die von kognitiven Ansätzen der Construction Grammar für das Zeichenmodell ins Feld geführt werden. Ob diese These zu halten ist, muss an einem stärker ausgebauten Konzept der Granularität als dem, das Schegloff darstellt, überprüft werden. Als maßgeblich sind hierfür die Arbeiten von Bittner und Smith (2001a und b, 2003) anzusehen.

6. Die „theory of granularity“ nach Bittner und Smith

Das Ziel der Granularitätstheorie nach Bittner/Smith (2001a, S. 1) besteht darin, ein „general framework within which we can understand the relation between vague terms and concepts and the corresponding crisp portions of reality“ zu entwickeln. Als Ausgangspunkt dient die Hypothese, dass bei Urteilen über die Realität stets zwei Operationen notwendig sind, nämlich ein Sortieren der beobachteten Daten und deren Merkmale in solche, die im Vordergrund der Aufmerksamkeit stehen und solche, die ausgeblendet werden und, damit verbunden, eine granulare Betrachtung der Gegenstände. Granular ist die Betrachtung deshalb, weil im Alltag nie eine vollständige Repräsentation angestrebt wird (noch angestrebt werden kann) und daher immer Aspekte ausgeklammert werden müssen, und weil auch die Grenzziehung zwischen dem, was ein Objekt ausmacht, und dem, was als „Rest“ ausgeklammert wird, immer granulare Merkmale aufweist.¹²

Our fundamental idea is that every use of language to make a judgment about reality brings about a certain *granular partition*. Already every act of singular reference and every act of perception effects a partition of reality into a *foreground* domain, within which the object of reference is located, and a *background* domain, which comprehends all the entities beyond. (Bittner/Smith 2001a, S. 6)

¹¹ Mitchell (2008, S. 149) stellt in ihrem Konzept des „integrativen Pluralismus“ eine ähnliche Frage: „Wann soll man eine fein gerasterte Darstellung verwenden, und wann reicht ein gröberes Raster aus? Beide geben die Welt, die wir darstellen wollen, ‚nichtig‘ und ‚genau‘ wieder. Was bestimmt darüber, welche Abstraktionsebene oder welches Raster pragmatisch ist? Diese Frage lässt sich nur im Zusammenhang mit dem jeweiligen Kontext und den wissenschaftlichen Zielen beantworten.“

¹² „A granular partition is granular in virtue of the fact that it can recognize an object without recognizing all its parts. The theory of granular partitions can thus provide the basis for understanding the selective focus of our maps and classifications and above all their ability to trace over parts below a certain level. To impose a partition on a given domain of reality is to foreground certain objects and features in that domain and to trace over others.“ (Bittner/Smith 2001b, S. 34).

Bei der Verwendung von Sprache – und selbstverständlich noch viel stärker bei der Analyse von Sprache durch WissenschaftlerInnen – spielen die Begründung und Art der Grenzziehung und die Strategien der Aufteilung der Fakten in solche, die in den Vordergrund rücken und solche, die in den Hintergrund rücken, eine zentrale Rolle. In den Hintergrund gerückte Merkmale sind nicht verloren, sondern lediglich für die Wahl einer bestimmten Korngröße irrelevant, können aber sozusagen „herangezoomt“ werden. Bittner/Smith (2001a, S. 6) nennen diesen Prozess „ontological zooming“ und illustrieren dessen Operieren am Beispiel eines leergetrunkenen Bierglases. Für den Gast, der das Bier getrunken hat, ist das Bierglas leer – die wenigen Schaumflocken und Tropfen sind nicht relevant. Für einen Gesundheitsinspektor dagegen wäre das Glas nicht leer, wenn er ein solches Glas im Schrank finden würde – sein ontologisches „Zooming“ ist weitaus schärfer als das des Gastes. Ähnlich geht es darum, dass man, wenn man sagt, man geht nach „Berlin“, die Stadt als Ganzes fokussiert und Einzelteile (Straßen, Gebäude, Bäume etc.) für die Kategorie nicht relevant sind: „For to say that partitions are granular is to say that they do not recognize parts beneath a certain size.“ (ebd., S. 6). Genau dieses Phänomen, dass wir beim alltäglichen wie wissenschaftlichen Kategorienbilden immer Merkmale unter den Tisch fallen lassen, die uns für die Kategorienbildung in einem bestimmten Kontext nicht relevant erscheinen, nimmt die Theorie der Granularität in den Blick. Während solche Fälle, in denen eine scharfe Grenzziehung möglich ist, unproblematisch, aber leider selten sind, benötigt man eine Theorie der Granularität vor allem für die Bereiche, bei denen man mit unscharfen Grenzen operieren muss. Gerade im Bereich der Sprache sind Grenzen notorisch unscharf. Das ist für die „naiven Sprechpartner“ (Bühler 1982 [1934], S. 102) auch kein Problem:

Contexts where judging subjects have the authority and the need to bring a precise boundary into existence are, it must be admitted, very rare. Fortunately however there is in most contexts no need for the high degree of precision which such contexts represent. In most contexts, that is to say, we get along with a created boundary that is *just precise enough*. [...] In most cases, therefore, it will manifest a certain degree of vagueness, and the actual degree of vagueness (or the degree of precision) will depend on context. Where vagueness is involved indeterminate cases threaten to arise. (Bittner/Smith 2001a, S. 19)

Das Vorgehen, Grenzen zu ziehen und, daraus abgeleitet, Kategorien zu bilden, die gerade präzise genug sind, um damit operieren zu können, reicht im Alltag in den meisten Fällen aus. Vor allem in Streitsituationen merkt man aber, dass die Vagheit von Sprache immer vorhanden ist und dass darauf zurückgegriffen werden kann, um beispielsweise einer Aufforderung aus dem Weg zu gehen etc. (vgl. Imo 2010, wo gezeigt wird, wie die Vagheit von *jetzt* in einem Streitgespräch ausgenutzt werden kann, um alle Versuche

des Gesprächspartners ins Absurde zu führen, mit der Aufforderung „gib mir jetzt die Brille“ diese Brille auch tatsächlich zu erhalten). Es gilt also zu zeigen, wie genau solche vagen Demarkierungen möglich sind und wie gewährleistet werden kann, dass je nach Absicht und Kontext mal gröbere und mal feinere Demarkationslinien gezogen werden.

Besonders eindrucksvoll illustrieren Bittner und Smith das Problem der Demarkationslinien von Objekten, die man als Einheit konstruieren will, am Beispiel des Himalaya: Man erkennt dort zwar einzelne Berge, wenn man aber angeben will, bis wohin beispielsweise der Mount Everest reicht, wird das immer schwerer, je feiner die Auflösung gewählt wird. Eine Grenzziehung wird im Endeffekt unmöglich, niemand kann die Frage beantworten „Where does the mountain stop?“. „As will by now be clear, there is no generally applicable and context-independent stop condition that can be inferred from a general concept such as *mountain*.“ (Bittner/Smith 2001a, S. 18). Bittner und Smith illustrieren dieses Fehlen einer Stop-Regel an den benachbarten Bergen „Lhotse“ und „Mount Everest“. Wenn man eine Luftaufnahme der Berge betrachtet, so sieht man zunächst einmal, dass in der Tat zwei Berge existieren (also zwei Kategorien gebildet werden müssen). Auf einen ersten, alltagsklassifikatorischen Schritt hin könnte man um diese Berge eine Linie ziehen; beide Berge wiederum sind in die noch größere granulare Zelle des Himalaya eingebettet:

Abb. 1: Beispiel für eine Partition: Auf der linken Seite die Zellen Lhotse, Everest und Himalaya, auf der rechten Seite eine Satellitenfotografie der Region. (Bittner/Smith 2001a, S. 3)

Wenn man also vom Weltall aus langsam heranzoomt, wird man zunächst „Gebirgszug“ als Zelle von umgebenden Zellen (wie „Ebene“ oder „Meer“) abtrennen. Zoomt man näher heran, lassen sich einzelne Berge abtrennen. Zoomt man noch näher heran, wird es nötig, die Grenzlinie zu begründen. Dabei taucht das Problem auf, dass die Begründbarkeit der Grenzlinie nicht gegeben ist: Aus einer Reihe von Punkten können diejenigen ausgeschlossen werden, die zweifellos dem einen oder anderen Berg zugerechnet werden können (z.B. die jeweiligen Gipfel). Dazwischen gibt es jedoch eine Serie von möglichen Grenzen, die alle in Frage kommen. Bittner und Smith veranschaulichen dies an folgender Grafik:

Abb. 2: Grenzkandidaten (Bittner/Smith 2001a, S. 24)

Ab einem gewissen Punkt (der „äußeren Grenze“) beginnen mögliche Kandidaten für eine Grenzziehung. Ab einem zweiten Punkt, der „inneren Grenze“, hört die Kandidatenliste auf. Innerhalb dieser inneren und äußeren Grenzen (die ihrerseits wieder nicht eindeutig bestimmbar sind), kommen eine ganze Serie von „Grenzkandidaten“ in Frage.

Stellt man eine Sammlung solcher Grenzkandidaten auf, erhält man ein neues Bild, nämlich keine scharfe Trennlinie (wie in Abb. 1), sondern eine vage Linie:

Abb. 3: Vage Grenzen der Berge Lhotse und Everest (nach Bittner/Smith 2001a, S. 6)

Jeder der Punkte kommt als mögliche Grenzlinie in Betracht und dennoch kann keiner der Punkte tatsächlich als Grenze gewertet werden – eine scharfe Trennung ist absolut unmöglich. Wenn zwei Bergsteiger vom Lhotse zum Mount Everest unterwegs wären, könnten sie bestenfalls irgendwann sagen „wir sind gerade auf der Grenze zwischen Lhotse und Mount Everest“, aber nie „in diesem Moment überqueren wir die Grenze zwischen Lhotse und Mount Everest“. Eine solche Äußerung klänge absurd:

It is pragmatically impossible to invoke crisp partitions in contexts where both speaker and audience know that vague partitions are the best that can be achieved. Corresponding attempts to make judgments will not be taken seriously. (Bittner/Smith 2001a, S. 22)

Ein etwas anders gelagertes Beispiel einer Grenzziehung, die – anders als ein Bergmassiv – menschengemachte Kategorien als Ausgangspunkte hat, ist nach Bittner/Smith (2001a, S. 20–21) ein Café mit einer Raucherzone. Mit Hilfe eines Striches auf dem Boden kann zwar hier eine eindeutige, scharfe Grenze gezogen werden, so dass man tatsächlich sagen könnte, „ich überquere nun die Grenze von der Nichtraucher- in die Raucherzone“. Granularität spielt aber auch hier eine Rolle, nämlich in Bezug auf die Objekte, für die die Grenze gilt. So ist es möglich, Tische, Stühle und Menschen als Teil der Raucherzone zu betrachten. Die Frage, ob auch ein einzelnes Nikotin- oder Sauerstoffmolekül jeweils Teil der einen oder anderen Zone ist, ist für die Grenzziehung nicht relevant: Die Korngröße von „Raucherzonen“ richtet sich nicht an solche kleinen Objekte, sie fallen durch das Betrachtungsraster:

[A] judgment of the form ‚This nicotine molecule is part of the smoking zone‘ cannot be uttered in the given context, since the unity condition U4 does not admit molecules as parts of smoking (or non-smoking) zones. A judgment of this form reflects an illegitimate mixing of granularities. If judgments of the given form are to be judgeable, then more precise specifications of the relevant boundaries would needed to be made [sic] by those involved, and this would mean creating a new context. (Bittner/Smith 2001a, S. 20)¹³

Somit sind bereits zwei Komponenten der Theorie der Granularität identifiziert: Zum einen beschäftigt sie sich mit der Frage, wie Grenzziehung angesichts empirisch gegebener Daten möglich ist (z.B. zwischen Bergen) und schlägt die Wahl der Korngröße als Ausweg vor. Zum anderen erörtert sie den Aspekt, welche Aussagen bei einer willkürlich getroffenen Grenzziehung (Raucher- und Nichtraucherbereich) zulässig sind bzw. warum manche Aussagen pragmatisch unsinnig sind.

Folgende Komponenten beinhaltet die Theorie der Granularität:

- 1) Aufteilung („partition“): Das Aufteilen von empirisch vorliegenden wahrnehmbaren Dingen in Einheiten und das Klassifizieren dieser Einheiten ist ein grundlegendes menschliches Verhalten. Dieses Vorgehen ist kognitiv verankert: „Partitions are the cognitive devices designed and built by human beings to fulfill these various listing, mapping and classifying purposes.“ (Bittner/Smith 2003, S. 1).

¹³ Vgl. auch: „Consider a simple biological partition of the animal kingdom including a cell projecting on the species dog (*Canis familiaris*). Our definition of the domain of a partition and our constraint on functionality of projection implies that, besides the species dog also your dog Fido, and also Fido's DNA-molecules, proteins, and atoms are parts of the domain of this partition. But the latter are of course not recognized by the partition itself. It is cases such as this which illustrate why mereology requires supplementation by a theory like the one presented here. Partition theory allows us to define a new, restricted notion of parthood that takes granularity into account [...]“ (Bittner/Smith 2003, S. 19).

- 2) Der Akt des Aufteilens führt zu einer Matrix von beschrifteten Zellen (vgl. die schematische Darstellung von „Himalaya“ als größere Zelle, die die kleineren Zellen „Lhotse“ und „Mount Everest“ enthält): „Such a grid of labeled cells is an example of what we shall call a *granular partition*.“ (Bittner/Smith 2003, S. 4).
- 3) Die Struktur, jeweils Zellen in andere Zellen einzubetten, führt dazu, dass zwei Komponenten bedacht werden müssen, nämlich „(A) a theory of the relations between cells, subcells, and the partitions in which they are contained“ und „(B) a theory of the relations between partitions and objects in reality“. Die Zellen werden durch ihre Position innerhalb einer Partition und durch Beziehungen zu anderen Zellen definiert und werden wiederum auf die Realität projiziert: „Briefly, we can think of cells as being projected onto objects in something like the way in which flashlights are projected upon the objects which fall within their purview.“ (Bittner/Smith 2003, S. 5).

Eine granulare Analyse bietet sich daher für die Kombination mit dem Konstruktionsbegriff geradezu an. Eine der Schwächen der Construction Grammar war bislang, dass Einbettungsstrukturen v.a. in Hinblick auf Vererbungsprozesse analysiert wurden (in rein formalem Kontext wie z.B. dem Berkeley-Formalismus; vgl. Fillmore/Kay 1995 oder Kay 2000) und dass die Stellung der Konstruktionen zueinander sowie ihre Abbildung auf die Realität kaum problematisiert wurden. Im Folgenden soll nun gezeigt werden, wie die Theorie granularer Kategorisierung für die Zwecke einer Grammatik verwendet werden könnte.

7. Granularität – Zeichen – Konstruktionen

Ansätze zu einer Einbindung von Granularität in die Analyse sprachlicher Einheiten lassen sich bereits – wenn auch ohne expliziten Rekurs auf das Konzept, sondern eher als Alltagskonzept im Sinne von Schegloff (2000) – in zahlreichen Ansätzen finden. So plädiert beispielsweise Traugott (2008, S. 8) für eine differenziertere Aufteilung von Konstruktionen in „Makrokonstruktionen“, die als „abstrakte Schemata“ die „höchststufige Ebene, die für die gegebene Diskussion relevant ist“, stellen. Darunter kommen die „Mesokonstruktionen“, die als „Mengen sich ähnlich verhaltender Konstruktionen“ beschrieben werden. Noch geringeren Umfang haben die „individuellen Konstruktions-Typen“, die „Mikro-Konstruktionen“ genannt werden, und am Ende der Skala finden sich dann die „Konstrukte“ als „empirisch attestierte Token“. Eine solche Unterteilung – die von Traugott eher als heuristisches Mittel und nicht im Sinne einer strikten Vererbungsrelation intendiert ist – geht sicher in die richtige Richtung, wobei allerdings in der

Definition der Mesokonstruktionen bereits vorausgesetzt wird, dass man die Mikrokonstruktionen (oder Makrokonstruktionen?) schon beschrieben hat, die dann als sich ähnlich verhaltend zusammengruppiert werden können. Dennoch ist gerade der Satz „die für die gegebene Diskussion relevant ist“ (Traugott 2008, S. 8) aufschlussreich: Die „Stufigkeit“ der Ebene ist abhängig von dem Zweck und Einsatzort, es handelt sich also um die granulare Argumentation, Aspekte eines Zeichens oder einer Kategorie auszublenken, die im gegebenen Kontext nicht relevant sind. Im Folgenden soll gezeigt werden, inwiefern sich eine granulare Perspektive bei der Beschreibung der oben dargestellten problematischen Konstruktionen als hilfreich erweisen kann.

7.1 Eine granulare Reanalyse von *jetzt*

Wenn man *jetzt* granular reinterpretiert, so muss zunächst festgestellt werden, dass mindestens drei große Schritte der Feinjustierung der konstruktionalen Beobachtungslinse möglich sind. Zunächst einmal kann man mit Bühler (1982 [1934], S. 102) *jetzt* als „Augenblicksmarke“ sehen. Auf diese Weise erhält man eine Konstruktion, die auf der einen Seite die Lautform von *jetzt* und auf der anderen Seite den semantisch-funktionalen Eintrag „Augenblicksmarke“ hat, also den RezipientInnen mitteilt, dass irgendetwas gerade passiert – um was es sich dabei genau handelt, ist nicht Bestandteil der Konstruktion bei dieser Korngröße, wie eben auch die Nikotinmoleküle bei der Kategorisierung in „Raucherzone“ und „Nichtraucherzone“ nicht betrachtet werden. Dass diese grobe – im Sinne einer groben Korngröße – Kategorie *jetzt* tatsächlich eine sprachliche Realität hat, wird bereits von Bühler (1982 [1934], S. 102) festgestellt, wenn er sagt, dass die Aufforderung von *jetzt*, nämlich „schau auf mich Klangphänomen und nimm mich als Augenblicksmarke“ von dem „naiven Sprechpartner“ internalisiert wurde und dieser die Aufforderung auch völlig unproblematisch versteht – er „nimmt sie auch so.“ Wenn eine feinere Korngröße zur Betrachtung gewählt wird, könnte man feststellen, dass sich vielleicht zwei kleinere Konstruktionen aus der Makrokonstruktion (im Sinne Traugotts 2008, S. 8) herauschälen: Einerseits eine „temporale Augenblicksmarke“ und andererseits eine „gesprächsstrukturierende Augenblicksmarke“. Dabei hat die erste eine klare temporale Semantik (was man durch die Überprüfung der Akzeptabilität von Paraphrasen wie „das geschieht in genau diesem Moment“ oder „in diesem Zeitraum“ überprüfen kann), die zweite dagegen ist semantisch entleert („temporale ‚Entwertung‘“ nach Hennig 2000, S. 190). Dass diese reduzierte Korngröße möglicherweise für die Interagierenden, in jedem Fall aber für die kategorienbildenden ForscherInnen relevant sein muss, zeigt eine Gegenüberstellung der folgenden beiden Beispiele:

Beispiel 7: Autotour *Lüfter*

- 1614 H kannschs noch mal versUCHen;
 1615 (1.5) ((Geräusche des Bedienfeldes des
 Autolüfters))
 1616 W was passSIERT?
 1617 H → **jetzt** geht's HIER raus.
 1618 (0.5)
 1619 W → **jetzt** ists grad ANgegangen.
 1620 (0.5)

Beispiel 8: Big Brother *vermissen*

- 841 Jhn ick hab bis jetzt noch NICHTS vermisst außer
 n stift,
 842 WEIßte,
 843 Ver ich also hab noch kein HANDy vermisst,
 844 Jhn mhm;
 845 Ver FERNseher sowieso nicht,
 846 weil ich ja auch gar keinen GUCke,
 847 ne-
 848 Jhn mhm;
 849 Ver → **jetzt** auch keine (.) äh:m ESSenssachen;
 850 überHAU:PT nich.
 851 Jhn mhm;

In Beispiel 7 aus einer aufgezeichneten Unterhaltung zweier Freunde beim Autofahren versuchen H und W die Heizung im Auto anzustellen. Das *jetzt* (Z. 1617, 1619) verweist jeweils direkt temporal auf die Ereignisse (den austretenden Luftstrom und die anspringende Heizung). In Beispiel 8 unterhalten sich Verena und John aus dem Big Brother-Container darüber, dass sie entgegen ihrer Erwartungen keine Dinge dort vermissen. Verena setzt mit einer Liste an, unterbricht diese in Z. 846 durch eine begründende Seitensequenz und knüpft in Z. 849 durch *jetzt* wieder an diese Liste an. Eine temporale Semantik ist hier nicht mehr feststellbar, die „Augenblicksmarke“ (d.h. die Funktion der Makrokonstruktion) bezieht sich auf das sequenzielle Strukturieren von Gesprächseinheiten.

Die Wahl einer noch feineren Korngröße führt dazu, dass die oben erwähnten Bedeutungs- und Funktionsnuancen von *jetzt* in dessen Beschreibung mit aufgenommen werden können. Es wird dann möglich, zu spezifizieren, ob *jetzt* projizierend, rückblickend, in der Funktion der Anknüpfung an eine Listenstruktur, in der Funktion der Präsentation einer Geschichte etc. verwendet wird. Bei einer solch feinen Korngröße werden der Ko- und Kontext immer wichtiger. Fragen wie: „In welchem Tempus oder Modus steht das Verb?“, „Welche Handlung wird gerade durchgeführt?“, „Handelt

es sich um einen reaktiven oder eigenständigen Turn?“ sind notwendig, da zum Beispiel ein Verb im Präteritum oder im Konjunktiv II ein Indiz dafür sein kann, dass *jetzt* rückblickend eingesetzt wird. Bei dieser Korngröße stößt die Grammatiktheorie an ihre Grenzen und muss zu Gunsten von anderen, an der detaillierten Rekonstruktion von Einzelfällen orientierten Ansätzen (Gesprächsforschung, Textlinguistik) aufgegeben werden. Ähnlich wie bei der Betrachtung eines impressionistisch oder pointilistisch gemalten Bildes geht ab einer bestimmten Entfernung die Gesamtstruktur verloren und die Bezüge verschwinden. Übertragen auf die Grammatik heißt das, dass das Konzept von Konstruktionen (d.h. von Kategorien) verloren geht zu Gunsten der momentanen, situativen, reichen Formen-, Bedeutungs- und Funktionsvielfalt sprachlicher Einheiten.

Durch die Einführung von Granularität in die Grammatiktheorie verlagert sich das Problem von der Fragestellung, wie viele Informationen in einer Konstruktion enthalten sein müssen, hin zu der Frage, in welchem Kontext welche Korngröße und somit welche Beschreibungsdichte gewählt werden muss. Anders ausgedrückt: Die Einbeziehung der Granularität in die Grammatiktheorie führt dazu, dass die Abstraktionsebene zu jeder Beschreibung jeweils offengelegt werden muss. Nach Knobloch (persönliche Kommunikation) müsste die Construction Grammar also „fallweise die gewählte Korngröße semiotisch begründen“. Ob ein solches Begründungsinstrumentarium tatsächlich funktionieren kann, bleibt zu überprüfen.

7.2 Eine granulare Reanalyse von „ich mein“

Gerade im Fall von *ich mein(e)*, das jeweils um abstrahierte Konstruktionen wie „Matrixsatz“ und „Diskursmarker“ herum Cluster bildet, stellt sich besonders deutlich die Frage: „Where does the mountain stop?“ Die Fälle, die sowohl als Matrixsätze als auch als Diskursmarker analysiert werden können, verschwinden, wenn eine gröbere Korngröße verwendet wird. Ähnlich wie bei *jetzt* kann man für *ich mein(e)* mit einer groben Rasterung die zwei Konstruktionen „Diskursmarker“ und „Matrixsatz“ annehmen, die in Grammatiken aufgenommen werden sollten. Für die Fälle, die zwischen diesen schematischen Konstruktionen liegen, gilt ähnlich wie bei *jetzt*, dass sie erst ab einer bestimmten feinen Korngröße relevant werden. Auch dann stellen sich wieder Fragen wie: „Welche Aktivität liegt vor?“, „Wie reagieren die GesprächspartnerInnen auf eine Äußerung, die mit *ich mein(e)* beginnt?“, „Was genau leistet *ich mein(e)* in der aktuellen Verwendung, die in einer konkreten Äußerung vorliegt?“ etc. Übertragen in das Beispiel von Bittner/Smith (2001a, S. 16) mit den Grenzen der Berge „Mount Everest“ und „Lhotse“, die mit einer groben Rasterung („vague partitions“) getrennt werden, verhalten sich die Matrixsätze, Diskursmarker und unentscheidbaren Mischfälle mit *ich mein(e)* wie folgt zueinander:

Abb. 4: Sprachliche Kategorien mit vagen Grenzen
(Bildgrundlage basierend auf Bittner/Smith 2001a, S. 6)

Was hier als eine Sammlung von Punkten erscheint, sind die empirisch in feiner Korngröße gewonnenen Fälle, die nicht eindeutig als Matrixsätze zu klassifizieren sind. Darunter fallen einerseits die Mischfälle, die auf der Grenze der beiden „Berge“ „Matrixsatz“ und „Diskursmarker“ liegen, aber auch sonstige unklare Fälle, wie sie z.B. nach einem Konstruktionsabbruch (Anakoluth) entstehen. Die Mischfälle können nicht eindeutig zugeordnet werden: Wie in der Analyse von Beispiel 5 gezeigt wurde, gibt es keine Möglichkeit, eine der beiden Interpretationen als die richtige auszuwählen, beide Bedeutungen bleiben nebeneinander stehen. Zusammengenommen und mit einer groben Korngröße betrachtet, wirken sie wie ein mit dickem Filzstift gezogener Trennstrich: Sie fallen aus dem Raster der Konstruktionsbetrachtung heraus und die Konstruktionen selbst werden auf die unproblematischen Fälle „in der Mitte“ reduziert. Die Theorie der Granularität legt so den Dekontextualisierungsprozess offen, der zu Kategorien und zu Grenzbeziehungen führt. Auch hier stellt sich natürlich wieder die Frage der Begründung der Korngröße, wenn auch durch die zwei starken Pole „Matrixsatz“ und „Diskursmarker“ – anders als bei *jetzt*, wo es mindestens drei Schritte mit immer größerer Genauigkeit gibt – der Akt der Korngrößenwahl auf zwei Schritte reduziert werden kann und somit die Wahl binär auf die zwischen Abstraktion und detailgetreuer qualitativer Analyse reduziert wird. Dies ermöglicht die Zuschreibung von Aufgaben für unterschiedliche linguistische Ansätze: Für die Betrachtung aus dem Blickwinkel der Grammatiktheorie heraus wird die hohe Abstraktionsebene gewählt, für die Betrachtung aus einer Theorie wie der Gesprächsanalyse heraus kann die Detailsbene gewählt werden.

7.3 Versuche einer granularen Begründung des Zeichenstatus von grammatischen Mustern

Für die Reanalyse von sprachlichen Einheiten, die je nach Detaillierungsgrad unterschiedliche Zeichenqualitäten haben, eignet sich der granulare Ansatz gut. Kann das Konzept der Granularität aber auch dabei helfen, zu entscheiden, wann etwas als Zeichen wahrgenommen wird? Hier stehen wir vor dem in Abschnitt 3.2 dargestellten Befund, dass empirische Untersuchungen gesprochener Sprache belegen, dass manche Inkrementstrukturen häufig vorkommen und es daher zu überlegen ist, ob sie tatsächlich als dem „on line“-Charakter (Auer 2000, 2008) der konzeptionell gesprochenen Sprache geschuldete Prozesse betrachtet werden sollten, oder ob sie nicht vielmehr als Konstruktionen reanalysiert werden müssen. Der „on line“-Aspekt alleine reicht nicht aus, um zu sagen, dass es sich nicht um eine Konstruktion handelt, sondern um einen mehr oder weniger ungeplanten Prozess: Auch im Konzept der Diskursmarker ist die Projektion einer Nachfolgeäußerung als Merkmal integriert (vgl. in diesem Zusammenhang auch das Konzept der „Projektoronstruktionen“ (Günthner 2008a, b, c; Bückler 2008), von einer Konstruktion wie „Verbzweitsatz“ mit seiner (potenziellen) projizierenden Klammerstruktur ganz zu schweigen.

In einem ersten Schritt kann festgestellt werden, dass nach der Granularitätstheorie alleine die Benennung und Beschreibung von so etwas wie „Inkrement“ oder „Expansion“ bereits als Prozess der Herstellung einer granularen Grenzziehung gewertet werden muss: „We shall argue that granular partitions are involved in all naming, listing, sorting, counting, cataloguing and mapping activities.“ (Bittner/Smith 2003, S. 18). Wenn man eine Grenze gezogen hat – selbst wenn diese Grenze vage im Sinne der Granularitätstheorie ist – folgt daraus, dass sowohl „Zellen“ als auch „Domänen“ aus dieser Grenzziehung heraus entstehen: „Each partition has a certain *domain*, which we can define as that portion of reality upon which its maximal cell is projected.“ (Bittner/Smith 2001a, S. 11). Das Objekt, auf das eine Zelle projiziert wird, kann nach Bittner/Smith (ebd., S. 11) eine Menge konkreter Einheiten ebenso beinhalten wie auch Abstraktionen solcher Einheiten. Wozu führt nun eine Grenzziehung um so etwas wie „Inkmente“? Zunächst entsteht nichts weiter als eine Zelle, die alle tatsächlich vorliegenden und als solche identifizierten Inkrementstrukturen enthält. Wenn man nun die Körnigkeit der Beschreibung zurücknimmt und nicht mehr alle Formen und Funktionen im Detail betrachtet, entsteht auf Grund der Abstraktionsleistung ein Zeichen: Zelle und abstrahierte Domäne ergeben eine Konstruktion. Je nach der gewählten Korngröße lässt sich nun überlegen, ob zwischen den beiden Extrempolen der absoluten Abstraktion und der Einzelfallbeschreibung sinnvollerweise Zwischenebenen einzuziehen sind, d.h. neue Partitionen gesetzt und so neue Zellen gebildet werden

müssen. Eine Möglichkeit bestünde z.B. in der Trennung zwischen „Adj.P + Intensifikator“ („das war lecker, voll“) und „Verbzweitsatz + nachgeliefertes Mittelfeldelement“ („hier wird ordentlich gegessen heute“). Angesichts der Tatsache, dass das Gebiet der Inkremente noch zu wenig erforscht ist, als dass darüber bereits gesicherte Aussagen möglich sind (vgl. Auer 2007; Imo i.Dr.c), bleibt es ein Forschungsdesiderat, über solche weiteren Grenzziehungen nachzudenken. Der Ansatz der Granularität vermag aber immerhin, einen gangbaren Weg aufzuzeigen, der bei der Arbeit helfen könnte, die „elusive objects“, wie Auer (2007, S. 1) die Inkremente nennt, zu analysieren.

8. Fazit

Was kann die Theorie der Granularität nun in Bezug auf das Dilemma zeichenbasierter Konstruktionen leisten? Kann das Konstruktionsmodell aufrechterhalten und mit Hilfe eines granularen Ansatzes ausgebaut werden? Muss die Konstruktionsgrammatik nicht vor der Reichhaltigkeit an Informationen und Merkmalen von Sprache-in-Interaktion kapitulieren?

Eine eindeutige Antwort auf die letzte Frage besteht darin, dass Repräsentationen (d.h. also auch Konstruktionen) zugleich korrekt und unvollständig sein können:¹⁴

A correct representation, as we see, is not necessarily a complete representation. Indeed, since partitions are cognitive devices, and cognition is not omniscient, it follows that no partition is such as to recognize all objects. (Bittner/Smith 2003, S. 18)

Das liegt daran, dass Partitionen „do not recognize parts which fall beneath a certain size“ (Bittner/Smith 2003, S. 18). Eine Abstraktion, die für die Bildung von Kategorien bzw. Konstruktionen notwendig ist, ist also möglich, sofern eine granulare Feineinstellung mit bedacht wird. Das wirft dabei allerdings die Frage auf, ob eine Begründung für die gewählte Korngröße für jeden konkreten Fall für eine Grammatiktheorie überhaupt machbar sei. Mit Bittner/Smith (2001a, S. 37) ist das durchaus der Fall. Durch die prinzipiell unendlichen Variationsmöglichkeiten, die sprachliche Mittel in ihrer Verwendung in je konkreten Kontexten haben, kann nicht die Annahme der Vagheit von Konstruktionen an sich die Lösung sein, sondern das Prinzip, mit dem Interagierende im Alltag mit dieser Vagheit umgehen. Die Einbindung von Granularität in die Grammatiktheorie ist eine mögliche Lösung:

¹⁴ Vgl. auch Diewald (2008, S. 87), die im Kontext der diachronen Analysen von Sprache ebenfalls die Notwendigkeit granularer Ansätze betont: „Durch die in der Konstruktionsgrammatik mögliche flexible Granularität der Analyse bieten sich hier formale Lösungsoptionen, die nicht zu unbegründbaren Kategorisierungsentscheidungen zwingen, sondern die es erlauben, mit der formalen Analyse den tatsächlichen Kenntnisstand abzubilden.“

[I]t is insufficient to consider the vagueness of names and predicates in a context-free fashion. Rather, vague names and predicates must be evaluated as they appear within judgments actually made in natural contexts. We then argued that judgments add context to sentences in a way that helps to resolve the dilemma posed by vagueness. Note that this does not mean that vagueness is somehow eliminated. Vague names and predicates are still as vague as they always were. Rather, we showed that the framework of granular partitions can provide the framework for understanding how, in real-world contexts, judgments with indeterminate truth-values are systematically avoided. (Bittner/Smith 2001a, S. 37)

Fragen der konkreten Einbindung des Ansatzes der Granularität in die Grammatiktheorie müssen durch zukünftige Analysen geklärt werden.

Literatur

- Altmann, Hans (1981): Formen der Herausstellung im Deutschen: Rechtsversetzung, Linksversetzung, freies Thema und verwandte Konstruktionen. (= Linguistische Arbeiten 106). Tübingen.
- Auer, Peter (1996): On the prosody and syntax of turn-continuations. In: Couper-Kuhlen, Elizabeth/Selting, Margret (Hg.): Prosody in conversation: interactional studies. (=Studies in Interactional Sociolinguistics 12). Cambridge, S. 57–100.
- Auer, Peter (2000): On line-Syntax – oder: Was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen. In: Sprache und Literatur 85, S. 43–56.
- Auer, Peter (2007): Why are increments such elusive objects? An afterthought. In: Pragmatics 17, 4, S. 647–658.
- Auer, Peter (2008): On-line syntax: thoughts on the temporality of spoken language. In: Language Sciences 31, 1, S. 1–13.
- Auer, Peter/Günthner, Susanne (2005): Die Entstehung von Diskursmarkern im Deutschen – ein Fall von Grammatikalisierung?. In: Leuschner, Torsten/Mortelmans, Tanja (Hg.): Grammatikalisierung im Deutschen. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 9). Berlin/New York, S. 335–362.
- Barden, Birgit/Elstermann, Mechthild/Fiehler Reinhard (2001): Operator-Skopus-Strukturen in gesprochener Sprache. In: Liedtke, Frank/Hundsnurscher, Franz (Hg.): Pragmatische Syntax. (= Beiträge zur Dialogforschung 23). Tübingen, S. 197–232.
- Bittner, Thomas/Smith, Barry (2001a): A unified theory of granularity, vagueness, and approximation. In: Proceedings of the 1st Workshop on Spatial Vagueness, Uncertainty, and Granularity (SVUG01), S. 1–39. Internet: www.cs.northwestern.edu/~bittner/BittnerSmithSVUG01.pdf (Stand: 03.08.2010).
- Bittner, Thomas/Smith, Barry (2001b): A taxonomy of granular partitions. In: Lecture Notes in Computer Science 22, 05, S. 28–42.
- Bittner, Thomas/Smith, Barry (2003): A theory of granular partitions. Internet: <http://citeserx.ist.psu.edu/viewdoc/summary?doi=10.1.1.17.2458> (Stand: 17.11.2010).

- Brinton, Laurel J. (1996): Pragmatic markers in English: grammaticalization and discourse functions. (= Topics in English Linguistics 19). Berlin/New York.
- Bücker, Jörg (2008): *Elf Freunde sollt ihr sein? Von wegen!* – nicht-präpositionale Spielarten mit *von wegen* als Projektorkonstruktionen in der deutschen Gegenwartssprache. In: Arbeitspapierreihe GIDI (Grammatik in der Interaktion) 17, S. 1–33. Internet: <http://noam.uni-muenster.de/gidi/> (Stand: 03.08.2010).
- Bühler, Karl (1982 [1934]): Sprachtheorie: die Darstellungsfunktion der Sprache. Ungekürzter Neudruck der Ausgabe Jena 1934. Stuttgart.
- Couper-Kuhlen, Elizabeth/Ono, Tsuyoshi Ono (2007): ‚Incrementing‘ in conversation. A comparison of practices in English, German and Japanese. In: Pragmatics 17, 4, S. 513–552.
- Deppermann, Arnulf (2006): Construction Grammar – eine Grammatik für die Interaktion? In: Deppermann/Fiehler/Spranz-Fogasy (Hg.), S. 43–66.
- Deppermann, Arnulf/Fiehler, Reinhard/Spranz-Fogasy, Thomas (Hg.) (2006): Grammatik und Interaktion – Untersuchungen zum Zusammenhang von grammatischen Strukturen und Gesprächsprozessen. Radolfzell.
- Deppermann, Arnulf/Elstermann, Mechthild (2008): Lexikalische Bedeutung oder Konstruktionsbedeutungen? Eine Untersuchung am Beispiel von Konstruktionen mit *verstehen*. In: Stefanowitsch/Fischer (Hg.), S. 103–133.
- Diewald, Gabriele (2008): Konstruktionen in der diachronen Sprachwissenschaft. In: Stefanowitsch/Fischer (Hg.), S. 79–103.
- Duden (2005): Der Duden in 12 Bänden. Bd. 4: Die Grammatik. Hrsg. v. der Dudenredaktion. 7., völlig neu erarb. u. erw. Aufl. Mannheim u.a.
- Eco, Umberto (1977): Zeichen: Einführung in einen Begriff und seine Geschichte. Frankfurt a.M.
- Fillmore, Charles J. (1988): The Mechanisms of ‚Construction Grammar‘. In: Proceedings of the Annual Meeting of the Berkeley Linguistics Society 14, S. 35–55.
- Fillmore, Charles J./Kay, Paul (1995): Construction Grammar. Unveröff. Ms. Berkeley.
- Fillmore, Charles J./Kay, Paul/O'Connor, Mary C. (1988): Regularity and idiomaticity in grammatical constructions: the case of *let alone*. In: Language 64, S. 501–538.
- Fischer, Kerstin/Stefanowitsch, Anatol (2006): Konstruktionsgrammatik: Ein Überblick. In: Fischer/Stefanowitsch (Hg.), S. 3–17.
- Fischer, Kerstin/Stefanowitsch, Anatol (Hg.) (2006): Konstruktionsgrammatik: Von der Anwendung zur Theorie. (= Stauffenburg Linguistik 40). Tübingen.
- Fraser, Bruce (1990): An approach to discourse markers. In: Journal of Pragmatics 14, S. 383–395.
- Fried, Mirjam/Östman, Jan-Ola (2005): Construction Grammar: A thumbnail sketch. In: Östman/Fried (Hg.), S. 11–86.
- Gohl, Christine/Günthner, Susanne (1999): Grammatikalisierung von *weil* als Diskursmarker in der gesprochenen Sprache. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 18, 1, S. 39–75.

- Goldberg, Adele (1995): *Constructions: a Construction Grammar approach to argument structure*. Chicago.
- Goldberg, Adele (1996): *Construction Grammar*. In: Brown, Keith/Miller, Jim (Hg.): *Concise encyclopedia of syntactic theories*. Oxford, S. 68–70.
- Goldberg, Adele (1998): *Patterns of experience in patterns of language*. In: Tomasello, Michael (Hg.): *The new psychology of language*. Mahwah, S. 203–219.
- Günthner, Susanne (2006): *Grammatische Analysen der kommunikativen Praxis – ‚Dichte Konstruktionen‘ in der Interaktion*. In: Deppermann/Fiehler/Spranz-Fogasy (Hg.), S. 95–122.
- Günthner, Susanne (2008a): *Projektkonstruktionen im Gespräch: Pseudoclefts, die Sache ist-Konstruktionen und Extrapositionen mit es*. In: *Gesprächsforschung – Online Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 9, S. 86–114. Internet: <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2008/ga-guenthner.pdf> (Stand: 17.11.2010).
- Günthner, Susanne (2008b): *Das Ding ist/die Sache ist ... – Die „N be that“-Konstruktion im gesprochenen Deutsch*. In: Stefanowitsch/Fischer (Hg.), S. 157–178.
- Günthner, Susanne (2008c): *‚Die Sache ist ...‘: eine Projektkonstruktion im gesprochenen Deutsch*. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 27, 1, S. 39–72.
- Günthner, Susanne (2009): *‚Adjektiv + dass-Satz‘-Konstruktionen als kommunikative Ressourcen der Positionierung*. In: Günthner, Susanne/Bücker, Jörg (Hg.): *Grammatik im Gespräch: Konstruktionen der Selbst- und Fremdpositionierung (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 33)*. Berlin/New York, S. 149–184.
- Günthner, Susanne/Imo, Wolfgang (2003): *Die Reanalyse von Matrixsätzen als Diskursmarker: ich mein-Konstruktionen im gesprochenen Deutsch*. In: Orosz, Magdolna/Herzog, Andreas (Hg.): *Jahrbuch der ungarischen Germanistik*. Budapest, S. 181–216.
- Günthner, Susanne/Imo, Wolfgang (2006): *Konstruktionen in der Interaktion. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 20)*. Berlin/New York.
- Harris, Roy (2008): *Die integrative Zeichenkonzeption*. In: *Semiotik* 30, 1–2, S. 11–28.
- Helbig, Gerhard (1999): *Deutsche Grammatik: Grundfragen und Abriss*. 4., unveränd. Aufl. München.
- Hennig, Mathilde (2000): *Tempus und Temporalität in geschriebenen und gesprochenen Texten. (= Linguistische Arbeiten 421)*. Tübingen.
- Hennig, Mathilde (2006): *Grammatik der gesprochenen Sprache in Theorie und Praxis*. Kassel.
- Hopper, Paul J. (1992): *Times of the sign: discourse, temporality and recent linguistics*. In: *Time & Society* 1, 2, S. 223–238.
- Hopper, Paul J. (2001): *Grammatical constructions and their discourse origins: prototype or family resemblance?*. In: Pütz, Martin/Niemeier, Susanne/Dirven, René (Hg.): *Applied cognitive linguistics I: theory and language acquisition*. New York, S. 109–129.

- Hopper, Paul J. (2004): The openness of grammatical constructions. In: Chicago Linguistic Society 40, S. 239–256.
- Imo, Wolfgang (2007a): Construction Grammar und Gesprochene-Sprache-Forschung: Konstruktionen mit zehn matrixsatzfähigen Verben im gesprochenen Deutsch. (= Reihe Germanistische Linguistik 275). Tübingen.
- Imo, Wolfgang (2007b): Der Zwang zur Kategorienbildung: Probleme der Anwendung der *Construction Grammar* bei der Analyse gesprochener Sprache. In: Gesprächsforschung – Online Zeitschrift zur verbalen Interaktion 8, S. 22–45. Internet: www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2007/ga-imo.pdf (Stand: 17.11.2010).
- Imo, Wolfgang (2010): Das Adverb *jetzt* zwischen Zeit- und Gesprächsdeixis. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 38, 1, S. 25–58.
- Imo, Wolfgang (i.Dr.a): On-line changes of syntactic gestalt in spoken German. Or: Do garden path sentences exist in everyday conversation? In: Auer, Peter/Pfänder, Stefan (Hg.): Constructions: emerging and emergent. Berlin u.a.
- Imo, Wolfgang (i.Dr.b): How holistic can construction grammar get? On the problems of integrating prosodic information into constructions.
- Imo, Wolfgang (i.Dr.c): Ad-hoc-Produktion oder Konstruktion? Verfestigungstendenzen bei Inkrement-Strukturen im gesprochenen Deutsch. In: Lasch, Alexander/Ziem, Alexander (Hg.): Konstruktionsgrammatik III. Tübingen.
- Jacobs, Joachim (2008): Wozu Konstruktionen?. In: Linguistische Berichte 213, S. 3–44.
- Kay, Paul (2000): An informal sketch of a formal architecture for *Construction Grammar*. In: Fillmore, Charles/Kay, Paul: Berkeley Construction Grammar. Internet: www.icsi.berkeley.edu/~kay/bcg/ConGram.html (Stand: 03.08.2010).
- Langacker, Ronald W. (1987): Foundations of cognitive grammar. Stanford.
- Langacker, Ronald W. (1995): Viewing in cognition and grammar. In: Davis, Philipp W. (Hg.): Descriptive and theoretical modes in the alternative linguistics. (= Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistic Science: Series 4, Current Issues in Linguistic Theory 102). Amsterdam u.a., S. 152–212.
- Langacker, Ronald W. (1999): Grammar and conceptualization. (= Cognitive Linguistics Research 14). Berlin/New York.
- Linell, Per (1998): Approaching dialogue: talk, interaction and contexts in dialogical perspective. (= Impact: Studies in Language and Society 3). Amsterdam u.a.
- Linell, Per (2006): Can we formalise the linguistic resources of interactional language? In: Suominen, Mickael et al. (Hg.): A man of measure: Festschrift in honour of Fred Karlsson on his 60th birthday. Special Supplement to SKY Journal of Linguistics 19, S. 56–65.
- Mitchell, Sandra (2008): Komplexitäten. Warum wir erst anfangen, die Welt zu verstehen. (= Edition Unseld 1). Frankfurt a.M.
- Norén, Kerstin/Linell, Per (2007): Meaning potentials and the interaction between lexis and contexts: an empirical substantiation. In: Pragmatics 17, 3, S. 387–416.

- Östman, Jan-Ola (2005): Construction discourse: a prolegomenon. In: Östman/Fried (Hg.), S. 121–144.
- Östman, Jan-Ola/Fried, Mirjam (Hg.) (2005): Construction Grammars: cognitive grounding and theoretical extensions. (= Constructional Approaches to Language 3). Amsterdam u.a.
- Schegloff, Emanuel A. (2000): On granularity. In: Annual Review of Sociology 26, S. 715–720.
- Schiffrin, Deborah (1987): Discourse markers. (= Studies in Interactional Sociolinguistics 5). Cambridge.
- Stefanowitsch, Anatol/Fischer, Kerstin (Hg.) (2008): Konstruktionsgrammatik II: Von der Konstruktion zur Grammatik. (= Stauffenburg Linguistik 47). Tübingen.
- Taylor, John R. (2002): Cognitive grammar. Oxford.
- Tomasello, Michael (2003): Constructing a language: a usage-based theory of language acquisition. Cambridge, MA.
- Tomasello, Michael (2006): Konstruktionsgrammatik und früherer Erstspracherwerb. In: Fischer/Stefanowitsch (Hg.), S. 19–38.
- Traugott, Elizabeth C. (2008): Grammatikalisierung, emergente Konstruktionen und der Begriff der ‚Neuheit‘. In: Stefanowitsch/Fischer (Hg.), S. 5–32.
- Weinrich, Harald (2005): Textgrammatik der deutschen Sprache. 3., rev. Aufl. Hildesheim/Zürich/New York.
- Wong-Fillmore, Lily (1979): Individual differences in second language acquisition. In: Fillmore, Charles J./Kemper, Daniel/Wang, William S.Y. (Hg.): Individual differences in language ability and language behavior. New York u.a., S. 203–228.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bde. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 7). Berlin/New York.